

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 6

Artikel: Besinnung : Novelle
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Abend.

Nun schließen sie das Scheunentor
und wollen schlafen gehn;
ich hör den letzten Mädchenchor
vom Feld herüberwehn.

Und hinter manchem Fensterglas
glüht's auf . . . ein Ampelschein;
dort mögen müde Hände wohl
gebetverschlungen sein.

Ich denk der müden Hände all',
fast greift mich eine Scham:
was hab denn ich mit meiner Hand,
mit meinem Tag getan?

Ich hab den Wolkenflug gesehn
und hab dem Wald gelauscht,
hab auch den ew'gen Klang gehört,
der hinterm Alltag rauscht.

Doch glaub ich, daß der große Gott
auch Freude hat daran,
wenn einer in sein stilles Reich
den Träumerblick getan.

Edwin Arnet.

Befinnung.

Novelle von Jakob Wassermann.

Die Sommer Sonne glänzte übers Land und in die Fensterscheiben. Der Annemarie vom Haselhof kam sie zu früh. Sonst war die alte Frau am Morgen immer die erste gewesen, heute schien es ihr, sie sei ans Bett genagelt, es lag ihr wie Lähmung in den Gliedern. Schon seit Wochen hatte sie beim Erwachen diese Schwere empfunden, so bleiern noch nie.

„Es ist Sonntag,“ murmelte sie vor sich hin, „ich veräume nicht viel, ich bleibe einmal liegen.“ Sie, liegen bleiben, die seit ihrer Kindheit keinen franken Tag gehabt hatte? Sie sann nach: „Im nächsten Monat werde ich vierundsiebzig, einmal muß es das Ende sein.“ Diese Überlegung war ihr noch nie gekommen, sie hatte jeden Tag ihr Stück Arbeit bezwungen und ihr Stück Sorge abgetan und war unterdessen alt geworden, fast ohne es zu merken. Sie hielt sich noch gar nicht für entbehrlich auf der Welt und hing am Leben.

Die Kammertüre schob sich leise auf und ein rotbackiger Blondkopf guckte herein. Es war ihre Enkelin Settli, ein Kind von zehn Jahren, ihr Liebling und ihre Altersfreude.

„Wir essen,“ sagte das Mädchen, halb erschrocken, die Großmutter noch im Bett zu sehen.

„Ich komme gleich, liebes Kind,“ erwiderte die Alte. Sie raffte sich zusammen und stieg in die Stube hinab.

Ihr Sohn, der Elias, warf über den Teller weg einen raschen Blick nach ihr und meinte: „'s ist Föhn in der Luft, drum bist du so müde. Ruh' dich heute nur aus.“

Sie saß dem Fenster gegenüber und schaute, wenn sie den Blick hob, in einen heiteren Sommermorgen, durch den von Osten her leichte weiße Wolkenballen langsam geschoben wurden. Sie hatte in ihren vierundsiebzig Jahren Wind und Wetter einzuschätzen gelernt und dachte bei sich: „Der Elias sieht mir den Tod an, drum will er mich mit dem Löhn trösten. Bin ich also wirklich so weit? so weit?“

Ein Voratz reiste in ihr. Sie wartete, bis die andern die Stube verlassen hatten, holte dann aus dem Wandschrank ihr Kirchengesangbuch hervor und verließ das Haus durch die hintere Türe. Sie wollte nicht gesehen werden, weder von den eigenen Leuten, noch von den Nachbarn. Durch den Baumgarten, vom Gras fast ganz überwuchert, führte ein Fußpfad ins Feld zu einem Nußbaum, der wie ein gewaltiger Kieck aus einem Grünhag emporragte. Im Schatten dieses Baumes wollte sie ihre Sonntagsandacht halten und ihren Zustand bedenken, für sich allein, da ihr der Kirchengang zu beschwerlich war. Der Ort hatte für sie eine besondere Bedeutung. Vor dreiunddreißig Jahren war ihr Mann von dem Baum zu Tod gefallen, als er mit der Stange die Nüsse herunterbengeln wollte. Das war der e i n e schwere Schlag ihres Lebens. Elias war damals erst dreizehn Jahre alt und keine große Hilfe gewesen, und so mußte sie den überladenen Karren fast allein durch den Bach schleppen, jahrelang.

In diese bedrängte, nothaste Zeit fiel der zweite Schlag. Sie hatte ein Töchterchen, Grite, für das sie willig beide Augäpfel aus dem Kopf gegeben hätte. Das starb ihr im siebzehnten Jahr nach kurzer Leidenszeit, wie eine Rose, die von einem Platzregen zu Boden geschlagen wird, ehe sie ganz aufgegangen ist. Diesen Schmerz hatte die Haselhofsbäuerin nie überwunden, man sah sie seit jener Zeit nie anders als mit einer schwarzen Schürze.

Ihren beiden Toten galt zuerst ihre Andacht unter dem Nußbaum. „Nun bin ich also fast so weit wie ihr,“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Die Toten holt man immer einmal ein. Warum auch nicht? Wir gehen und sie warten.“ Wie sie so dachte, warf ihr der Nußbaum ein welkes Blatt auf die Schulter herab. Sie fuhr leicht zusammen. Hatte sie der Tod berührt? Sie schaute in abergläubischer Umwandlung über die Achsel zurück. Der Tod? Er hatte ihr bis jetzt noch nie Angst eingeflößt, sie hatte schon so viele Menschen vor, neben und hinter sich verschwinden sehen, daß sie ihm nicht viel anders als dem Schlafengehen entgegengeschaut hatte. Es war ihr noch nie eingefallen, über etwas, das alle andern auch erdulden müssen, sich aufzuhalten und zu klagen, sie hatte auch nie Zeit gehabt, derlei Dingen nachzuhängen.

Ihre Blicke gingen über den Hof hin, den sie vom Nußbaum aus fast ganz übersehen konnte. Über fünfzig Jahre war sie auf diesen Erdschollen und Rasenflächen umhergegangen oder herumgebuckelt und gekniet. Und

nun? In ein paar Tagen sollte sie, in sechs Bretter eingeschlagen, für immer hinweggetragen werden. Es wurde ihr seltsam zu Mute. Sie merkte, daß der Tod an diesem Morgen für sie ein ganz anderes Gesicht angenommen hatte. Trennung vom Hof und von Elias, von Settli und von allem, Trennung für alle Zeit, das hatte sie noch nie recht durchgedacht, weil ihre Gedanken sich immer nur mit dem Nötigsten und Nächsten beschäftigt und damit genug zu tun gehabt hatten. Sie suchte sich von dem Hof wegzudenken, aber sie brachte es nicht fertig. Der Hof ohne sie und sie ohne den Hof! Eher konnte sie sich ein Haus ohne Mauern vorstellen. Der Tod war doch etwas anderes als eine Decke, die man am Abend über sich zieht und am Morgen wieder zurückschlägt. Sie wurde etwas beklommen, nicht wegen der zu erwartenden Schmerzen und des letzten Kampfes, sondern weil es in der Welt von nun an ohne sie gehen sollte, ganz ohne sie.

In einer langen Stunde suchte sie ihre Hände und ihr Herz von Hof und Welt loszulösen. Mehr als einmal verschleierten sich ihr die Augen dabei. Sie schalt sich: „Wie töricht, sich selber zu beweinen!“ Da sie allein mit dem Rätsel nicht fertig wurde oder den Mut nicht fand, alles zu Ende zu denken, schlug sie ihr Gesangbuch auf und las die Lieder durch, die man ihrem Mann und ihrer Grite am Grabe gesungen hatte, und dann noch ein paar andere, die in der Nähe standen. Sie las laut, ganz so wie sie es einst in der Schule geübt hatte, und bei dem gleichförmigen Klang der Verse und dem aus dem Leben hinwegführenden Sinn der Worte kam erst die rechte Abschieds- und Feierabendstimmung über sie. Es war ihr fast, sie befinde sich auf einem anderen Hofe, in einer fernen Welt, ja, sie selber sei in einen andern Menschen geschlüpft oder ins Kleid der Ewigkeit. Reimwörter klangen ihr in den Ohren nach: Rot und Tod, hinab und Grab, Frieden, beschieden, Sterne, ferne, Licht und bricht.

„Mir ist, ich hab’ heut zum erstenmal in meinem Leben Sonntag gefeiert,“ dachte sie. Und dann verketteten sich die Gedanken und Entschlüsse langsam, aber folgerichtig: Sie hatte ihr ganzes Leben lang nur der Arbeit und der Sorge, dem Mann und den Kindern, dem Brot, dem Acker und der Wiese gelebt. Das war vielleicht wohlgetan, das hatte ihr wenigstens ein gutes Gewissen bewahrt. Aber war es auch genug? Hatte sie nicht so gelebt, als ob sie nur aus Händen und nicht noch aus etwas anderem bestünde? Ihr ganzes Leben war eine geschlossene Kette von Werktagen gewesen, ihre Sonntage waren nur im Kalender rot, in Wirklichkeit aber grau gewesen und der Sorge und der Scholle verpfändet wie die andern. Darob war in ihr etwas zu kurz gekommen, sie fühlte es dunkel. Das hatte sie verhindert, hin und wieder in sich hinein- anstatt aus sich herauszuschauen, darum mußte sie vierundsiebzig werden, bis sie wußte, was Andacht ist, darum konnte sie der Tod am Ende eines langen Lebens noch mit Schauer überschütten.

„Ich will es nachholen, so gut ich kann,“ schloß sie, „was mir noch vom Leben bleibt, soll Sonntag sein.“

Und sie stellte, gleich entschlossen, ihr Leben auf Sonntag ein. Elias und die andern merkten die Veränderung gleich und verwunderten sich über ihr Wesen, ließen sie aber gewähren; die gute Großmutter sollte nicht einmal spüren, daß man ihr Betragen seltsam fand. Am Montag behielt sie ihr Sonntagskleid an, sie brauchte es ja nicht mehr zu schonen. Sie setzte sich wieder unter den Nußbaum, wo sie von niemand gestört wurde, und las Lieder in ihrem Gesangbuch. Dazwischen durchging sie ihr ganzes Leben, soweit sie zurückdenken konnte. Sie kehrte in ihr Elternhaus ein, sie erinnerte sich noch ganz genau an die Wiege, in der sie einst gelegen hatte. Und dann näherten sich ihre Gedanken in langem Gange und Schritt für Schritt der Stätte, wo sie in ihrem letzten langen Schlaf zu Staub vergehen sollte. Eine Art Neugier kam über sie. Sie war schon lange nicht mehr auf dem Kirchhof gewesen, gegen vier Jahre. In welcher Ecke oder Reihe würde sie ihre letzte Ruhestatt finden? Sie wollte es wissen, sie wollte am folgenden Tag ins Dorf hinabsteigen. Der Weg war weit, fast eine Stunde, aber sie konnte sich ja Zeit nehmen und ausruhen, so oft ihr die Kraft ausging. Auf dem Friedhof wollte sie auch die Gräber ihres Mannes und ihrer Tochter aufsuchen und schmücken, zum letztenmal. Es sollte ein hoher Feiertag werden. Halbwegs, im Niederwiler Weinberg, gehörte ein Stück Nebland zum Haselhof und mitten in den Nebeln wuchsen seit Großvaters Zeiten ein paar Lilienstöcke, die jetzt blühen mußten. Mit ihnen wollte sie ihre zwei Gräber festtäglich machen.

So nahm sie am nächsten Tag, mit einer leichten Gartenhacke bewehrt, den Weg nach dem Pfarrdorf unter die Füße. Langsam ging sie talabwärts. Heute arbeiteten in den Wiesen und Äckern, das Arbeitsgewissen regte sich in ihr, aber sie suchte es zu geschweigen. Schon nach einer Viertelstunde mußte sie sich an den Straßenrand setzen, sie war wirklich ein ausgefahrener Wagen.

Eine schwarze Gestalt kam des Weges. Es war der Pfarrer, der zum Unterricht in die Bergschule hinaufstieg. Sie erhob sich und wollte ihren Weg fortsetzen, sie schämte sich ihrer Schwäche. Er erkannte sie. „Wohin des Wegs, Annemarie? Ich hab’ Euch lange nicht mehr gesehen.“

Sie besann sich eine Weile, unschlüssig, ob sie ihm ihr Vorhaben und ihre Heimlichkeit beichten sollte. Endlich sagte sie offen: „Ich bin unterwegs zu meinem Grab. Ich will sehen, wo ich liegen soll.“

Er lächelte. „Dann tun wir das gleiche, Annemarie, wir und alle andern.“ Sie sah ihn fragend an, und er erklärte sich: „Wir alle sind zu unserem Grabe unterwegs, vom ersten Lebenstag an, aber man denkt nicht daran.“

„Man denkt nicht daran,“ wiederholte sie gewichtig und ging, dem Worte nachsinnend, ihres Weges weiter.

In Niederwil schwenkte sie nach dem Weinberg ab. Der Weg stieg stark an und sie erreichte ihre Reben nur mit Mühe. Oben angelangt, fiel sie mehr hin, als daß sie sich setzte. Sie schaute an den Rain hinauf, wo die Lilien standen und erlebte eine Enttäuschung: sie waren schon verblüht. Waren sie heuer soviel früher als sonst? „Das macht das heiße Wetter,“ dachte Annemarie.

Während sie ausruhte, musterte sie die Reben, über die sie sich in früheren Jahren so oft gebückt hatte. Auch sie waren weiter vorgeschritten, als sie erwartet hatte. „Es ist höchste Zeit, sie auszubrechen,“ dachte sie. Und schon stand sie an einem Rebstock aufgerichtet, damit beschäftigt, einzelne Schosse zu kürzen und andere aus der Blattachsel herauszuklauben. Der Werktagsgeist hatte sie, ohne daß sie es merkte, wieder unter sein Joch gezwungen. Bei der altgewohnten Arbeit vergaß sie ihre Schwäche halb, und als es Mittag läutete, war sie erstaunt, es so lange auf den Füßen ausgehalten zu haben. Sie setzte sich auf das Rasenband, das neben dem Stück Rebland in die Höhe führte, und knusperte an ihrem Mundvorrat. Sie hatte sich für eine Tagesreise vorgeesehen. Sollte sie am Nachmittag ihren Gang fortsetzen? Sie sah nach dem Pfarrdorf hinüber, zu dem eine fast gerade Straße über ebenes Land führte, und sie maß mit den Augen die Entfernung bis zum Kirchturm. Der Tag war heiß, auf der Straße flogen dann und wann kleine Staubwirbel auf, ein Fuhrwerk zog eine lange weiße Wolke hinter sich her, die sich langsam auflösend, über die Felder entschwebte. „Bald wird statt der Wolke ein langes schwarzes Band an den Äckern vorüberziehen, vorn der Wagen, gleich dahinter der Elias . . .“

Annemarie brachte den Mut nicht auf, zu der heißen, staubigen Straße hinabzusteigen, die Rebstöcke schienen sie anzuschauen und die Ranken flehend nach ihr auszustrecken, um sie zurückzuhalten. Sie blieb sitzen, bis die Sonne sich etwas neigte, und richtete sich dann wieder an den Reben auf. War das nicht nötiger und nützlicher als zum Grab zu gehen? Dazu war wohl morgen oder übermorgen noch Zeit, und eigentlich war der ganze Einfall Narrenwerk.

Gegen Abend schleppte sie sich doppelt so langsam, als sie gekommen war, zum Haselhof hinauf. An der Stelle wo sie am Morgen mit dem Pfarrer die paar Worte gewechselt hatte, setzte sie sich wieder an den Straßenrand und überlegte den Tag. Je länger sie sann, desto unzufriedener wurde sie mit sich. Es war ihr zumut, als hätte sie ein Wort oder etwas Stärkeres gebrochen. „War das nun der Feiertag, den du suchtest? Grauer Werktag! Ist es so schwer zu feiern? Bin ich nicht imstande, ein paar Tage oder Wochen nach dem Herzen zu leben statt nach der Hand?“ Sie dachte über diese Seltsamkeit nach, bis sie vor Müdigkeit einnickte.

„Guten Abend, Annemarie,“ schallte es in ihren Schlummer. Sie fuhr auf. „Ach so, du bist's, Reutlinger! Du hast mich fast erschreckt. Woher des Wegs?“

„Vom Haselhof. Ich suche Arbeit, aber der Elias braucht keinen Tagelöhner.“

„Nein, das braucht er wohl jetzt nicht,“ bestätigte die Frau ohne Überzeugung. Der Reutlinger war ein alter Landstreicher und stammte aus dem gleichen Dorfe wie sie. Er sah, daß sie ihn unter ihren schweren grauen Augenbrauen hervor scharf musterte und vom Anzug, in dem er vor ihr stand, wenig erbaut war.

„Seid nicht so streng, Annemarie, wir sind doch zusammen einmal in die Schule gegangen und du hast mir seither schon manches Stück Brot gegeben und etwa auch etwas Speck drauf. Und dann will ich jetzt ins Gegenteil umschlagen.“

„Soll das heißen, daß du jetzt noch das Arbeiten lernen willst?“ fragte die Frau und lächelte, so gut ihr faltiges Gesicht es vermochte.

„Ich habe immer etwas gearbeitet, das heißt von Zeit zu Zeit.“

„Ja freilich, wie Winzmüllers Vater maust, einmal im Frühjahr, und wenn's gut geht, noch einmal vor dem Eintwintern. Hast du ein Leben geführt!“

Er richtete sich in seinen Lumpen auf und sagte mit sichtlichem Selbstgefühl: „Ich würd's nicht zurücknehmen, keinen Tag!“

„Schön, wenn man so mit sich zufrieden sein kann, schön,“ nickte die Bäuerin streng, sie wußte in diesem Augenblick nicht mehr, daß auch sie ihr Leben aufs Nichtstun gründen wollte.

„Das verstehst du nicht,“ wies er ihren Tadel zurück. „Weißt du, was das heißt? Man erwacht an einem schönen Morgen in einem Schopf oder Kuhstall, steckt die Nase in den Wind und wandert dann in den Tag hinein, immer dorthin, wo der Himmel am blauesten ist und die Vögel am lustigsten pfeifen, und man pfeift etwa auch eins mit, wenn nicht gerade Leute in der Nähe arbeiten. Denn man möchte niemanden ärgern. Jetzt hab' ich keine Bähne mehr und das Pfeifen hat ein End'.“

„Drum willst du nun arbeiten? Meinst du, es gehe jetzt leichter als zu der Zeit, da du noch das ganze Maul voll Bähne hattest?“

„Alles zu seiner Zeit!“ entgegenete er würdevoll. „Ist man für das Wandern zu alt, so arbeitet man halt. Aber die Leute sind merkwürdig, solange man nicht schaffen mag, sagen sie: „Schaff!“ und wenn man schaffen möchte, sagen sie: „Ich hab' keine Arbeit für dich!“

Annemarie lachte mit ihrem hohlen Mund: „Ja, ja, die Leute sind immer alle verkehrt, bis auf einen.“

Dieses Wort verlegte und reizte ihn. Er besaß seinen Bettlerstolz und hatte sich immer für klüger gehalten als die andern. „Ja, lach' nur, aber

versuch's einmal, es mir nachzumachen!" zürnte er. „Man muß da und da etwas haben, wenn man ein Tagesdieb sein will," und er wies auf die Stirne und das Herz. „Die meisten arbeiten nur darum wie verrückt, weil es ihnen eben da und da fehlt. Schaffen ist leichter zu ertragen als sich langweilen."

Sie schüttelte ihren mageren Kopf zu dieser Weisheit. „Aber du behauptest doch selber, daß du jetzt arbeiten willst. Wie stimmt das zusammen?"

Er wurde auf einmal traurig und sagte langsam: „Das ist es ja eben, ich kann es nicht mehr. Ich habe früher einen halben Tag lang vor einem Ameisenhaufen sitzen können, das ist eine ganze Welt, oder am Bach, wo die Forellen nach den Wasserläufern schnappten, oder am Ried, wo die Frösche auf die Fliegen warten und die Störche auf die Frösche, das ist auch eine Welt, meiner Seel', oder ich bin im Gras gelegen und habe den Schwalben in der Luft zugeschaut oder den Weihen, oder ich habe den Staren zugehört, wenn sie die andern Vögel verspotteten, und das ist eine Welt, die mir besonders gefällt. Oder ich habe . . . oh, was hab' ich nicht alles getan! Die Zeit verging mir wie vom Wind fortgeblasen und den Hunger hab' ich kaum gespürt. Jetzt ist's anders. Alles ist mir nun altes Gewand, ich kann mit meinem Tag nichts mehr anfangen, und der Hunger ist mir auffällig. Das ist es eben: ich bin zum Wandern zu alt und werde jetzt arbeiten müssen."

„Siehst du," erwiderte sie hartnäckig, „du hast dein Leben doch verlottert!"

Er brauste auf: „Verlottert! Hast du mich denn einmal betrunken gesehen? Ist meine Nase etwa rot oder blau, Verlottert! Nein, ich hab mein Leben nicht verlottert, du vielleicht, ich nicht, ich geb es . . . ach, was! . . . Ich hab' dir's doch gesagt, ich möchte keinen einzigen Tag zurücknehmen."

„Dann ist es ja gut," erwiderte sie, „ganz gut," und erhob sich, um zu gehen. Da sah sie, daß ihm das Wasser aus den Augen floß.

„Was hast du?" fragte sie verwundert.

„Nichts. Nur wenn man so an alles denkt . . ."

Dann wechselte er plötzlich den Ton: „Du könntest beim Elias ein gutes Wort für mich einlegen! Ich habe seit gestern abend nichts gegessen und einen Hunger wie der Fuchs im Schnee."

Sie überlegte einen Augenblick und sagte dann, sich in Bewegung setzend: „So komm."

Die beiden schritten nebeneinander schweigend zum Haselhof hinauf.

Elias stand vor der Scheune und wartete verwundert, bis sie herankamen. „Der Reutlinger da", begann Annemarie, „sucht Arbeit, ich denke, man wird ihm schon irgendeinen Stiel in die Hand geben können."

Elias musterte den Landstreicher, den er vor einer halben Stunde abgewiesen hatte, und dachte dabei: „Es ist bei der Mutter die Änderung

vor dem Tod, wann hat man früher an ihr derlei Schrullen bemerkt?" Endlich entschloß er sich zum Reden: „Was kannst du denn?"

„Ich hab' einmal auf den Schneider gelernt, wie die ganze Gegend weiß, aber das ist nun lange her. Du mußt es eben drauf ankommen lassen! Stell' dir vor, ich könne alles, was ich will.“

„Aber du willst nichts," entgegnete Elias mißmutig.

Nun legte sich die Mutter ins Mittel. „Wenn einer umkehren will, soll man ihm nicht davor sein.“

„Nun gut," brummte Elias, „aber leite du ihn an!"

In der Nacht konnte Annemarie lange nicht einschlafen. Sie meinte, es sei vor Müdigkeit. Da gingen ihr allerlei Dinge durch den Kopf. Als sie endlich etwas einschlummerte, träumte ihr, es sei ihr Hochzeitstag und sie trete an den Taufstein. Es war aber nicht ihr Mann, der sie führte, sondern der Reutlinger. Die Leute streckten die Hälse lang aus den Stühlen und munkelten: „Die Haselhöferin heiratet den Sonntag." Annemarie schämte sich, weil ihr Sonntag so gar in Lumpen ging, er aber beruhigte sie: „Das macht nichts, Annemarie, wir tauschen am Taufstein die Schuhe, und dann ist alles gut. Ich habe bis jetzt das Leben verlottert, nun sollst du es verlottern, oder nein, ich hab' bis jetzt mit dem Leben gehaushaltet, nun sollst du damit haushalten.“ Sie wollte in seine Schuhe schlüpfen und sah, daß sie ganz zerrissen waren. Darüber schrak sie auf.

Der Traum hatte ihre Gedanken aufgedeckt. Die ganze Nacht hatte sie darüber nachgedacht, daß sie mit Reutlinger das Leben vertauschen sollte. Das beunruhigte sie und ließ sie ihren Entschluß als lächerlich und widersinnig erscheinen. Dann wieder redete sie sich ein, was sie wolle, sei doch nicht das nämliche, was der Landstreicher hinter sich habe. Aber sie war im Unterscheiden nicht geübt genug, um den Unterschied herauszuschälen. Sie empfand nur, daß es gar zu einfach sei, die andern sich schinden zu lassen und von ihrem Schweiß zu leben.

Am Morgen ging sie mit dem Reutlinger auf den Kartoffelacker und unterwies ihn in der Arbeit. Sie trug wieder ihr Sonntagsgewand, sie wollte nicht selber Hand anlegen. Ihr Tagelöhner begriff bald, worauf es ankam, denn es fehlte ihm durchaus nicht an Verstand. Aber wenn ein Vogel über den Acker flog, sah er ihm nach, bis er sich irgendwo in Gras oder Hag setzte. Eine der Kartoffelpflanzen trieb schon eine Blüte, er benützte diese Gelegenheit, um der Bäuerin umständlich die von allen übersehene Schönheit dieses Gebildes zu preisen. Eine Raupe kroch an einem Stengel empor, er bewies mit warmen Worten, daß ein solches Geschöpf das glücklichste auf Erden sei, denn es sterbe nicht, sondern verschlafe sich zu einer Puppe, und wenn es erwache, sei es ein wunderbarer Sommervogel. Der Herrgott müsse so eine garstige Raupe besonders liebhaben. So fand er immer etwas zu schwatzen, und während er sprach, ruhten seine Hände. Die

Bäuerin mahnte von Zeit zu Zeit zum Fleiß, aber er merkte es nicht einmal, wenn er müßig da stand. Am Nachmittag nahm Annemarie auch eine Haue mit auf den Acker, um etwas nachzuhelfen, sie fürchtete, Elias werde sonst ihren Schützling noch gleichen Abends davonjagen. Es war kein Feiertag für sie und sie bereute es halb, sich des Müßiggängers angenommen zu haben.

Am Morgen war der Neutlinger verschwunden. Als er sich einen Tag lang sattgeessen und seine zerlumpten Kleider mit etwas besseren vertauscht hatte, war ihm die Wander- und Lebenslust wieder gekommen. Annemarie war diese Flucht sehr unlieb, sie vergrößerte ihr Unbehagen. „Er hat die Umkehr nicht vermocht, werd' ich sie vermögen?“

Sie ging an diesem Tag nicht ins Freie, sie hatte bemerkt, daß die Nachbarn sie mit seltsamen Augen ansahen. Sie stieg in ihre Kammer hinauf, um dort ganz ungestört ihren Gedanken zu leben. Aber die Gedanken, die sie meinte, kamen nicht nach Wunsch, die Gedanken, die kamen, waren solche des Werktags, Mahnrufe, die der Hof in ihre Kammer schickte: „Was tut der Elias jetzt? Wann wird er die Aeben ausbrechen? Ich sagte es ihm doch, es sei Zeit! Die Kirschen im Moosacker werden jetzt reif sein, holt man sie nicht, so werden sie von den Staren gefressen. Der Nachbar Hans hat dieses Jahr schöneres Korn als wir . . .“

So trieb sie es zwei Tage. Sie fand keine rechte Andacht und Erhebung. Sie erinnerte sich an das Wort Neutlingers: „Die meisten arbeiten nur wie verrückt, weil es ihnen da und da fehlt.“ Ach Gott, sie war zum Müßiggehen zu alt, wie er zu alt zur Arbeit, sie hatte die Zeit siebenzig Jahre mit den Händen abgesponnen und konnte sie jetzt nicht mehr mit dem Herzen abspinnen. Sie versuchte es immer wieder, die Andacht in einem Anlauf zu erhaschen, aber bei jedem Versuch strauchelte sie. „Warum nur der Nachbar Hans dies Jahr gerateneres Korn hat als wir? Und warum seine Bienenstöcke alle geschwärmt haben, und von den unsern kaum die Hälfte? Wie verdient er das?“ So mischte sich in das gute Korn ihrer Andacht allerlei Gerank und Gewächs, ja, sogar schlimmes Unkraut, Kornraden und Dold. Es ging ihr wie einem welken Blatt, das nicht aus eigener Kraft fliegen kann und bald himmelwärts getragen, bald in den Staub geworfen wird. Endlich gab sie's auf. „Es ist wie man sagt: tun ist besser als ruhn! Morgen zieh' ich wieder meine Werktagskleider an.“

In der folgenden Nacht fand sie, vielleicht weil dieser Entschluß wieder etwas Ruhe in ihr Wesen gebracht hatte, einen leichten Schummer. Aber gegen Morgen wurde sie durch ein aufgeregtes Her und Hin im Hause aufgeschreckt. Es litt sie nicht länger im Bett. Sie fand Elias und seine Frau in großer Bestürzung. Settli, das am Abend vorher von einem Schulausflug matt wie eine welke Blume heimgekehrt war, lag vom Fieber geschüttelt mit glühenden Backen und trockenen Augen im Bett. Es

wimmerte hilflos und bettelte mit den Blicken um Vinderung.

Sobald der Tag anbrach, verließ Elias das Haus, um den Arzt zu holen.

Annemarie hatte ihr Alter, ihre Schwäche und ihre Feiertagsgelüste auf einen Schlag vergessen. Sie setzte sich entschlossen am Bette fest und sagte zu ihrer Schwiegertochter: „Laß mich zu dem Kinde sehen, ihr habt jetzt alle Hände übervoll zu tun. Taug' ich zum Schaffen nicht mehr, so taug' ich doch noch zum Warten.“ Man wehrte ihr, aber sie ließ sich nicht von der Kleinen wegbringen. Wie sie die heiße Hand des Kindes in ihrer kalten fühlte, fand sie es unsäglich töricht, sich um ihr Grab gekümmert zu haben, der Tod ließ sich ja auf keine Rechnung ein und verteilte die Plätze unten im Kirchhof, wie es ihm gefiel, keinem ließ er die Wahl. Und ihr Lebensfeierabend! Wie hatte sie sich einbilden können, es werde ihr ein solcher beschieden sein? Das war nicht mehr für sie. Sie hatte ja den Weg verfehlt. Gut, daß sie noch zu etwas nütze war!

Der Arzt kam, und als er für Settli das Nötige verordnet hatte, wendete er sich an Annemarie, über deren Zustand er von Elias unterrichtet worden war. Sie lächelte ihn an und sagte: „Mir ist bald geholfen. Ich glaube, Settli da ist mein Arzt, ihre Krankheit ist meine Gesundheit, ich fühl' mich wieder wohler.“

„Ihr mögt recht haben,“ entgegnete der Doktor, indem er ihr den Puls fühlte, und er erwiderte ihr Lächeln mit einem Nicken des Kopfes zum Zeichen, daß er sie verstanden hatte.

Annemarie pflegte ihren Liebling mit einer Ausdauer, die Elias und seiner Frau fast wie ein Wunder vorkam. War etwa ihr Zustand gar nicht so ernst und nur eine Folge der Sommerhize gewesen. Oder hatte sie sich ihre Schwäche nur eingebildet, wunderbar, wie alte Leute etwa sind?

Man hatte Mühe, die alte Frau zu bewegen, sich wenigstens abends niederzulegen. Manchmal erschien sie mitten in der Nacht wie ein Sorgengeist an Settli's Bett, wenn sie in ihrer Schlaflosigkeit von der Furcht gequält wurde, es könnte dem Kinde gehen wie einst ihrer Grite.

Tagelang lag das Kind auf der Schwelle zwischen Leben und Tod. Es war oft irr und sprach dann die seltsamsten Dinge, die die Angst der Wartenden erhöhten. Einmal, als es gegen Abend ging und die Großmutter allein bei der Kleinen war, trat plötzlich eine Änderung ein. Settli wurde ruhig, der Atem, der eben noch hastig getobt hatte, war kaum mehr hörbar, die Augen schlossen sich und auf die Stirne traten Schweißtropfen und rollten über die Schläfen. „Ganz wie bei der Grite,“ stöhnte die Großmutter, „es geht zu Ende.“ Sollte sie nicht die „Jungen“ rufen? Aber wie das Kind allein lassen? Wenn es unterdessen stürbe? Eine namenlose Beflemmung erfaßte die alte Frau. Sie schluchzte zum Himmel, er möchte doch i h r rufen und das junge Leben leben lassen. Die letzten Tränen

die ihre zusammengeschrumpften Augenlider noch zurückbehalten hatten, strömten hervor und fielen schwer auf die Schürze. Sie wagte nicht mehr das Kind anzusehen und hielt sich die Hände vors Gesicht. Wie zu Stein geworden, saß sie am Bett, sie wußte nicht wie lang, ihr schien eine Ewigkeit. Ihr war, ihr ganzes Leben zerrinne ihr inhaltlos in dem Kinde, es wär' ebenfogut gewesen, sie hätte das Licht nie gesehen. Sie hörte nicht, daß sich das Kind im Bett regte, und als es leise fragte: „Wo bin ich? Bist du da, Grosi?“, stockte ihr das Herz; so unerwartet und schreckhaft kamen ihr die Worte, wie von jenseits des Grabes. Als sie aber begriff, daß das Leben gewonnen hatte, fiel ein solches Glücksegefühl über sie, daß sie keinen Laut zu sprechen vermochte und die Antwort auf die verwunderte Frage der Kleinen, die nichts begriff, schuldig blieb. Sie wußte selber nicht, wie froh und dankbar ihr Herz zum Himmel schlug, sie fühlte nur eines: Nun war die rechte Feiertagsandacht über sie gekommen, selig, überselig wie in ihrem ganzen Leben noch nie. Ihre Seele zitterte und sie versuchte, ob ihr alter, karger Mund noch küssen könne.

Als am Abend Elias in die Kammer trat und fragte, wie es gehe, flüsterte sie, denn das Kind schlief wieder: „Freu' dich, es ist dem Settli und mir und allen gut gegangen.“

Von da an war es, als hätte sich der Tod von der Enkelin weg zur Großmutter hingewandt. In dem Maß, wie sich bei Settli die Kräfte wieder einstellten, wichen sie von der Großmutter, und von dem Tag an, da das Mädchen wieder aufstehen konnte, erhob sich Annemarie nicht mehr. Nun vertauschten die beiden ihre Rollen. Settli saß stundenlang bei der Großmutter, die ihr mit ihren müden Lippen etwa ein gutes Wort zuflüsterte oder mit ihrem matten Lächeln dankte. Sie schien immer glücklich zu sein und andächtig in sich hineinzuschauen. Einmal fragte sie: „Gelt, Kind, heut' ist Sonntag?“

„Ja, heut' ist Sonntag,“ erwiderte die Kleine.

„Ich will dir etwas sagen: Nimm dir an jedem Sonntag ein paar Stunden für dich heraus, du wirst es dann am Ende leichter haben als ich. Sieh, ich hatte vor fünf Wochen meinen ersten Sonntag und heut' ist schon mein letzter. Ist das nicht wenig? Ich habe zu spät daran gedacht. Man holt's nicht mehr ein. Aber eine heilige Stunde habe ich doch erfahren. Sei drum gesegnet, mein Kind.“ Sie hielt inne, sann zur Kammerdecke hinauf und zupfte an der Bettdecke. Die Worte gingen ihr mühsam aus dem Mund. Nach einer Weile bewegten sich ihre Lippen wieder: „Die Arbeit in Ehren, wer könnte es ohne sie aushalten? Man müßte grad ein Reutlinger sein. Aber die Arbeit darf nicht alles sein. Man sollte sein Leben einrichten wie einen Kalender, schwarz und rot durcheinander.“ Wieder schwieg sie und noch einmal faßte sie ihre Kraft in ein Wort zusammen: „Du sagst, es sei Sonntag heut. Darüber bin ich froh. Ich setz' mich jetzt

an den Weg, ich will auf dich und die andern warten. Du bist noch unterwegs und ich am Ende, was wirst du einmal zu erzählen haben? Mach, daß es dann nach Sonntag aussieht!"

Wie sie so sprach, nahm ihr Gesicht ein seltsames Lächeln an. Dem Mädchen, dem die gehauchten Worte der Großmutter dunkel und unheimlich klangen, wurde bang, und mit Angst und Tränen in den Augen verließ es die Kammer. Als es mit Vater und Mutter zurückkehrte, lächelte die Großmutter immer noch so seltsam in die Rissen, aber mit geschlossenen Augen. *)

*) Aus: „Opfer“. Novellen von Jakob Böhmer. H. Haessel, Verlag in Leipzig. Preis Mk. 22.— broschiert.

Das 420 Seiten starke, schön gedruckte Buch enthält 5 kleinere und 2 größere Novellen, für deren Trefflichkeit die vorstehende zeugen mag. Die Helden dieser Erzählungen sind scharf erfaßte und prächtig gezeichnete Charaktere, die irgendwie ein Opfer ihrer Verhältnisse oder unzulänglicher kommunaler Einrichtungen werden, aber sich, jeder auf seine Art, durch tätige oder leidende Größe auszeichnen. Gleich die erste, „Dödel's hohe Zeit und Heimischaffung“, ergreift durch die Treue der Beobachtung wie durch die sichere Führung der Handlung, die ein armes Menschenkind durch obrigkeitliche Gewalt seinem Schicksal entgegenführt. Durch farbenprächtige Phantastik, die jedoch den realen Boden nie verläßt, überrascht „Der Böse“. Bewundernswert ist in allen die Kunst, mit welcher tragische Vorgänge nicht nur genießbar gemacht werden, sondern eine Klärung des Fühlens und Wollens beim Leser hinterlassen: Wir müssen einander mehr helfen, indem wir einander verstehen lernen. Ein durch und durch gutes Buch voll tiefgründiger Menschenkenntnis, das uns neben der künstlerischen Meisterschaft, die sich auf Schritt und Tritt darin enthüllt, durch die bedeutende, wahrheitsmutige Persönlichkeit erfreut, die dahinter steht, ohne sich uns aufzudrängen.

Still und sacht.

In Blumen singt der Frühling,
In Glut jauchzt der Herbst:
Doch einmal wird von höchster Macht
Glanz, Glut und Pracht
So still und sacht
Ganz gleich gemacht.

Herz, ob das Leben strahlet
In Sieg und Sonnenglanz:
Es wird einmal von höchster Macht
Glück, Ruhm und Pracht
So still und sacht
Ganz gleich gemacht.

Und wenn dich trifft zu Zeiten
Ein hartes Menschenleid,
Dann denke dran daß höchste Macht
So Licht wie Nacht
Einst still und sacht
Ganz gleich uns macht.

Johanna Siebel.

Aus der Slowakei*).

Von J. Podhorsky.

Das etwas über 2 Millionen Seelen zählende Völkchen der Slowaken, bekanntlich jener Zweig des tschecho-slowakischen Volksstammes, welcher politisch bis zum Frieden von Versailles größtenteils dem ungarischen Staate angehörte und sich nunmehr mit seinem Brudervolke vereinigt hat,

*) Die Bilder wurden geschenktweise vom Tschecho-slowakischen Fremdenbureau in Bratislava zur Verfügung gestellt.